

Der Schmetterling,

belletristisches Beiblatt zum „Spiegel.“

Nikolaus Lenau.

(Schluß.)



Mit ernster Wehmuth horchten wir dem Dichter und Weissager. Hierauf erzählte er uns von der mächtigen, aber angenehmen Aufregung, die er in der verwichenen Nacht gehabt. Er sah sich in der Aspernschlacht von 1809, an der Seite des großen Erzherzogs Karl, und an der Spitze der vaterlandstrunkenen, siegleichenden österreichischen Legionen stürzten sie mit blitzender Faust in das unabsehbare, aus halb Europa zusammengeströmte, hochschäumende Meer von Feinden. Jeder Hieb — Tod. — Pumps! ein Kartätschenschuß! Er hörte ihn wirklich, denn mit nackter Ferse hatte er in der Erstase die dicke Fußbohle seines derben Eichenbettes eines Schlags eingestoßen. „O Wonne ohne Gleichen solch eine Schlacht!“ schloß Niembusch; — „aber doch — setzte er lächelnd hinzu — wär' ich ihrer lieber wieder los.“ — Niembusch war bei dieser Schilderung abermals heiß geworden und wir mußten ihn verlassen. Niembusch nahm zärtlich Abschied von Kerner und dann zu meiner Ueberraschung, denn ich konnte noch einige Tage in Winnenden bleiben, auch schon von mir, indem er zu mir sagte: „Ich danke Dir, lieber Bruder, für alles Liebe und Gute, das Du mir erwiesen!“ — Er hatte wohl Vorgefühl, daß es später ihm nicht mehr möglich sein würde, denn er verfiel, bald nachdem wir seine Zelle verlassen, in einen neuen Ausbruch, welcher — da eben eine sehr strenge Kälte eintrat, mit steigender und fallender Heftigkeit so anhaltend war, daß ich bei meiner Abreise am 3. Dezember Vormittags den Aermsten zwar nochmals sehen, aber nicht mehr umarmen konnte. — Ich schied, in Uebereinstimmung mit seinen beiden Aerzten, voll schönster Hoffnungen für die Zukunft, allein Dr. Kerner schrieb schon damals nach Stuttgart, daß er seinen armen Freund für unrettbar halte.

Während Niembuschens Aufenthaltes zu Winnenthal vom Dezember 1844 bis 1847 erhielt ich durch die Güte seiner Herren Aerzte Zeller und Ellinger ziemlich regelmäßig alle 14 Tage briesliche Nachricht. Es fehlte daher nicht an den besten Behelfen zu einer einstigen ausführlichen Krankengeschichte. Ein sehr bedenklicher Zufall traf ihn am 14. März 1846. Es erfolgte, vielleicht durch eine Erkältung durch zu rasche Abnahme seines starken Eremitenbartes, eine

sehr tiefe und anhaltende melancholische Niederdrückung, unter Erscheinungen von starkem Frost, auffallend schnellem Zusammensinken der Kräfte, gastrischen Störungen und darauf eintretendem zehntägigem Fieber mit sehr reichlichen Schweißsen, die seine Stimmung allmählig wieder zu erleichtern schienen.

Nachdem Niembusch bereits dritthalb Jahre zu Winnenthal gewesen, und man daher höchstens noch die einzige Hoffnung hegen durfte, daß etwa eine Veränderung seines Aufenthaltes und eine Heimkehr in sein geliebtes Vaterland ihn möglicherweise retten könnte, beschloßen seine vermöglicheren Wiener Freunde und Bekannte, die für ihn schon früher freiwillig eine ansehnliche Summe zusammengeschoffen hatten, ihn mit Erlaubniß des Vormundes und der Obervormundschaftsbehörde, nach Wien bringen zu lassen. Ich, als sein nächster männlicher Verwandter, hielt es für meine heilige Pflicht, mich dieser schwierigen Aufgabe zu unterziehen. Ende April 1847 war ich in Winnenden, und nach den nöthigen Vorbereitungen trat ich mit dem mittlerweile freilich schon tief heruntergekommenen armen Schwager, in Begleitung seines braven bisherigen Wärters, des uns schon bekannten Dichters Sachsenheimer, am 13. Mai um 7 Uhr Morgens die Heimfahrt an. Ich hatte in Stuttgart einen bequemen Wagen gemiethet, um allen Aufenthalt durch Umpacken und das höchst fatale Uebersteigen des Patienten zu vermeiden. Zur Beschleunigung der Reise wählte ich Extrapostpferde. Die Richtung nahm ich über Schorndorf, Alalen, Nördlingen und Ingolstadt nach Regensburg, um von da die Dampfschiffe benutzen zu können. In Alalen hielten wir Mittag. Der Kranke wandelte wie ein Gespenst durch alle Gasthauszimmer und beängstigste die Gäste. Bevor er unten wieder in den Wagen zu bringen, stieg er ein gemal den Stadtplatz auf und ab, was einen kleinen Auslauf vrranlaßte. Wir bestimmten deshalb, ihn, wo möglich, bis Regensburg nicht mehr aussteigen zu machen. Wie im Fluge ging es vorwärts, da ich doppelte Trinkgelder gab. Bei einbrechender Nacht fuhren wir von einer Station unter Sturm, und Regen, Donner und Blitz ab. Am 14. kamen wir bald nach Mittag gegen Regensburg. Es war höchste Zeit. Der Kranke begann schon aufgereggt zu werden und auf den gegenüber sitzenden Wächter bisweilen zu schlagen. Zu Regensburg traten wir im Gasthose am Dampfschiff-landungsplatze ab, und brachten den Kranken schnell

zu Bett. Gerade unter unserem Zimmer war das Dampfeschiffahrtsbureau, ich eilte hinab, um den Schiffspavillon für morgen zu miethen, und dann auf das k. Postamt in der Stadt, um wegen Rückführung unseres Wagens nach Stuttgart zu verhandeln, was einige Zeit wegnahm, und doch fruchtlos blieb. Als ich ins Gasthaus zurückkam, war oben der Sturm schon ausgebrochen. Der Aufgeregte hatte Stühle zerschlagen, und der Wärter ihm mit Hilfe des Hausknechts die Zwangsjacke anlegen müssen. Der Schiffskapitän unten, vom Geschreie des Tobenden erschreckt, protestirte gegen desselben morgige Aufnahme. Nur durch die gütige Verwendung des Bureau-Vorstandes unmittelbar beim Herrn Regierungspräsidenten selbst, ward dieselbe auf unsere Versicherung, daß bis zur Abfahrt des Schiffes ohne Zweifel der Ausbruch vorüber und eine Abspannung eingetreten sein würde, dennoch wieder zugestanden. Aber der Paroxismus war diesmal unter den ungewöhnlichen Umständen auch ein ungewöhnlich langer. Der Unglückliche, im Bette liegend, schrie aus voller Lunge jetzt, dann weinte und wimmerte er herzbrechend, dann ging er wieder in schallendes ausgelassenes Gelächter über, dann stieß er im entsetzlichen Rausche des thierischen Blutfiebers wilde Gotteslästerungen und Zoten aus. Der Wächter war gegen Mitternacht eingeschlafen; ich schloß kein Auge. Was jetzt thun? — Einen Arzt rufen und eine Kur beginnen lassen, wie der Gastwirth anrieth? — Manie ist kein Staub, den der Arzt von der flachen Hand wegbläst. — Was für den Augenblick anwendbar war, hatte der wohlunterrichtete erfahrene Wärter mitbekommen und in der That auch schon angewandt. Andererseits wollt' und durfte ich den Kranken nicht zu Schiff bringen, wenn er bis 3 Uhr Morgens, da es bedungerweise noch vor Tagesanbruch geschehen sollte, nicht schon ausgetobt haben würde. Das nächste Schiff fuhr erst am dritten Tage. Ich ging daher beständig mit mir zu Rathe, wie denn die Reise zu Land fortzusetzen wäre. Da schlugs schon drei Viertel auf 3 Uhr, und siehe da plötzlich ward der Kranke ruhig und schlief ein. Seine Natur war erschöpft. Da stand mein Entschluß fest. Nach einigen Minuten weckte ich den Wärter, wir kleideten den Patienten an, obschon er wieder etwas heftig ward, und sich mit Hand und Fuß sträubte, und führten ihn in den Schiffspavillon, dessen Bett ihn aufnahm, worin er sich bald ziemlich beruhigte. — Die Fahrt nach Linz lief glücklich ab. — Nur einmal, ich glaube bei Deggendorf, richtete Niembisch sich auf, und blickte durch die Schiffsrundfensterchen in die Gegend hinaus. Als ihm da aus weiter Ferne die blauen Berge des Böhmerwaldes entgegentraten, rief er freudig: „Hochgebirg? — Blaues Hochgebirg? — Wirklich? — Eine Wiese? — Eine grüne Wiese!

— Niembisch hüpfte darauf. — Das ist eine Eiche, hohe Eiche!“ — Er lehrte sich gleichsam selbst die Naturgegenstände wieder kennen. — In einer Aue weideten Kühe. Da rief er entzückt: Hirsche! Schöne Hirsche!“ — Gleich aber darauf stöhnte er entsetzt: „Dort tragen sie eine Leiche!“ Wir mußten nur schnell die Vorhänge zuziehen, ihn niederdrücken und beschwichtigen. — Zu Linz brachte uns der Wagen des gefälligen Wirthes zum goldenen Stück, eines Verwandten von mir, in dessen Gasthaus, wo wir Alle trefflich übernachteten. Die Fahrt endlich von Linz nach Wien am 16. Mai 1847 verlief ohne allen Anstand, und so stieg endlich Niembisch vom Dampfeschiffe Sophie, am Sophientage, dem Namenstage seiner innigsten wiener Freundin, zu Rusdorf Nachmittags um 2 Uhr aus heimatliche Ufer, von seiner abseits stehenden, durch ihre Töchter kaum von ihm zurückzuhaltenden, treuen Schwester mit bitterm Zähren bewillkommnet, und in einer halben Stunde war er nun denn doch dort, wohin er früher einmal durchaus nicht gewollt, in der Irrenanstalt des Dr. Görge zu Oberdöbling. Vor Jahren war er nämlich einmal mit diesem dahin gefahren, wollte aber mit ihm, trotz dessen Einladung, nicht ins Haus. „Nein, nein; durchaus nicht! — sprach er kopfschüttelnd —, Ihr kriegt mich vielleicht ohnedies einst hinein!“

Der Kurator des Kranken, Dr. Alexander Bach, später kais. österreichischer Justizminister, vereinigte im Juli 1847 mehrere bewährte Aerzte Wiens zu einer Besprechung. Die Prognose der letzteren lautete höchst traurig und die Therapie beschränkte sich auf ein entschiedenes Abweisen irgend einer heftig einwirkenden Methode.

Von Niembischens Unleben zu Döbling, denn Leben ist es jetzt keins mehr, laßt mich schweigen! — „Der gütige Himmel erwecke ihn bald aus dem lebendigen Grabe!“ muß seufzen, wer ihn jetzt sieht. — Nur zweimal leuchtete dort der alte Niembisch wieder auf. Als man ihm sagte: Erzherzog Karl wäre gestorben, sprach er: „Erzherzog Karl stirbt nicht!“ — Ein andermal sprach er zu einer alten Dame: „O, wie schön Sie sind!“ — „Aber, lieber Niembisch — wendete diese ein — ich bin ja nicht mehr jung.“ — „Ei! — erläuterte er —, man muß Sie nur mit den Augen der Seele sehen, wie ich Sie sehe!“ — Der Wiener Märzjubiläum schlug dort vergeblich an sein Ohr, und er, der da sang:

„Nicht läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln und mit dunklen Kutten;“
war mit offenen Augen blind für die Sonne der Freiheit, als sie die lang schon von ihm verkündete, endlich doch emporbrach.

Ich kann mich nicht enthalten, zum Schlusse hier noch ein, von seiner innigsten Freundin Hand gemaltes, wohl zusammenfassendes Bild Kenau's, der mir

darin zum Leben getroffen scheint, aufzustellen: „Neulich sah ich auf der Donau, was mich heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroat oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwischmittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunklen schwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der glühenden Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brod, keine Flasche hatte er in seinem Kahne, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstab am Vordertheil des Schiffchens wie eine Flagge befestiget hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembach? — Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahne auf dem wilden dunklen Strome, nach keinem Ufer ausblickend, mit wegge worfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt alles irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, — haben Sie nicht Ihr edles schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewigrünen Kranze umschlungen, aber nicht geschützt? — O, die glatten, schlanken Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! — — Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht.“ —

Ant. K. Schurz.

D i n a h.

Nach dem Französischen des Emile Souvestre.

Vor allen Dingen will ich vorausschicken, daß ich Bretoner von Geburt bin, und daß selbst ein längerer Aufenthalt in Paris mich der Sprache, den Sitten und dem Glauben der Bretagne nicht entfremden konnte. — Im Jahre 1820 kehrte ich einmal in die heimatlichen Gefilde zurück. Wohl hatte ich bei dieser Reise wissenschaftliche Zwecke im Auge, doch die Sehnsucht, die alten geliebten Orte, wo ich meine Kindheit verlebt hatte, wieder zu sehen und freundliche Jugendeindrücke neu zu beleben, hatte mich nicht minder dazu veranlaßt.

Ich war spät von Pontrieux abgereist und hatte

einen Fußweg eingeschlagen, der mich, nach meiner Berechnung, noch vor einbrechender Nacht nach Tréguier führen müßte. Doch die Erinnerung täuscht uns nur zu leicht; sie zeigt uns jeden Genuß reiner und ungetrübter, jede Blume frischer, jeden Pfad ebener und sonniger. — So erging es mir auch diesmal. Kaum hatte ich einen Drittheil meines Weges zurückgelegt, da erlosch das schöne Tagesgestirn und die dunkle Nacht griff nach dem Szepter. Ich konnte mich eines Schauers nicht erwehren, als es immer schwärzer und schwärzer um mich wurde, so daß ich den Weg nicht mehr erkennen konnte. Heute erschien auch kein leuchtender Stern am nächtlichen Himmel: im Gegentheil, ein heftiger Sturm und Schneegestöber machten die ohnehin finstere Nacht noch finsterner und schauerlicher.

Endlich hatte ich eine bewachsene Anhöhe erreicht, wo der Wind so recht nach Herzenslust in dem hohen Grase hauste. So weit ich blicken konnte, sah ich nichts, was einem Obdache auch nur entfernt ähnlich gesehen hätte. Die Wolken schienen auf der Erde zu ruhen. Von Zeit zu Zeit ließ das Unwetter etwas nach, der Sturm schwieg, und nur aus der Ferne her tönte das Rauschen von Wasserfällen und das klagende Geheul hungriger Wölfe; dann nach einigen Augenblicken fing der Sturm jedesmal mit erneuter Heftigkeit wieder an zu toben. Es schien, als habe er nur Kraft schöpfen wollen, um dann desto verheerender wieder losbrechen zu können.

In meinem Regenmantel gehüllt und mit dem ganzen Körper gegen den Sturm kämpfend, schritt ich langsam auf dem beschwerlichen Pfade vorwärts, anfänglich mit einem gewissen Gefühle stolzer Freude; nach und nach aber, als die fortgesetzte Anstrengung meine Kräfte immer mehr und mehr erschöpfte, mit dem lebhaften Wunsche, bald ein schützendes Obdach zu finden.

Glücklicherweise ging der Weg nun ein wenig bergab, und die weite Ebene verlief sich allmählig wieder in einen schmalen Fußpfad. Das Unwetter legte sich nach und nach. Ich sah bald, ein wenig unbestimmt zwar, die Umrisse von einigen entblätterten Bäumen; endlich befand ich mich am Eingange eines Thales. Das Brausen des Windes ertönte hier nur noch wie ein Echo; der Schnee fiel weniger dicht.

Ich blickte in die Höhe und konnte, Gott sei Dank, wieder freier athmen.

Hier in der Nähe befanden sich menschliche Wohnungen, wie ich mich dunkel erinnerte. In der That, ich irrte mich nicht; meine Hoffnung erfüllte sich bald. Als ich noch einige Schritte weiter gegangen war, bemerkte ich ein kleines Dorf, ungefähr aus einem Duzend Hütten bestehend.

Die erste, der ich mich näherte, war finster und

leer. Doch aus einiger Entfernung her tönten Stimmen. Da ich denselben nachging, erreichte ich bald eine etwas allein stehende Hütte. Ich stieß die Thür zurück und trat ein; siehe, da befand ich mich auf einmal mitten in einer bretagnischen Spinnstube.

Etwa ein Duzend Frauen saßen dicht um einen Kamin, auf welchem dürres Laub und Gestrüpp in hellen Flammen brannte. Mehre Kinder, die zu ihren Füßen lagen, schliefen fest und ruhig. Ein wenig entfernt von dem wärmenden Herde saß eine junge Mutter, die, ein neugeborenes Kind an der Brust, mit halber Stimme ein Ammenliedchen vor sich hinsummte.

Bei meinem Eintritt sahen Alle nach der Thür. Ich blieb auf der Schwelle stehen, um den Schnee von meinen Kleidern zu schütteln, und stellte, nach dortiger Sitte, meinen Stock neben die Thüre. Die Wirthin verstand sogleich, daß ich um ein Obdach bat.

„Der Herr sei mit Euch Allen, die Ihr hier versammelt seid,“ sagte ich als sie mir grüßend entgegen trat.

„Und auch mit Euch!“ erwiderte sie lakonisch.

„Es scheint ein Leichentuch über die ganze Gegend ausgebreitet; die Wölfe selbst finden ihren Weg nicht.“

„Die Häuser sind für die Christen erbaut,“ sagte sie, indem sie mich mit einer Handbewegung einlud, mich dem Feuer zu nähern. Die übrigen Spinnerinnen wiederholten stillschweigend die Einladung, indem sie dichter zusammenrückten, um mir Platz zu machen. Ich setzte mich neben die junge Mutter, während die Wirthin wieder einen Arm voll durrer Wurzeln in das Feuer warf.

Es herrschte einige Minuten lang Stille in dem Gemach. Die Gesetze der Gastfreundschaft verbieten nämlich in der Bretagne, irgend eine Frage an den Gast zu richten, bevor dieser selbst gesprochen hat. Nach einer ziemlich langen Pause nahm ich endlich das Wort und fragte, ob Tréguier noch weit von hier sei.

„Es sind über drei Meilen,“ antwortete die Bäuerin, „aber die Flüsse sind alle ausgetreten, daher ist der Weg dahin ohne Führer gefahrvoll.“

„Könnte mir nicht vielleicht einer Eurer Männer Führer sein?“

„Die Männer von Loc-Evar sind Alle nach Tarre-Mane gegangen mit dem Schiff Saint Pierre.“

„Wie. Alle?“

„Alle. Ihr wißt wohl, daß die Männer einer Gemeinde sich immer gemeinschaftlich einschiffen, wenn es irgend angeht.“

„Und Ihr erwartet sie wieder zurück?“

„Jeden Tag.“

„Ja wohl,“ fuhr eine der Spinnerinnen seufzend fort; „möge der Himmel sie beschützen. Die andern

Schiffe haben alle wieder gelandet, in Bréhat, in Saint-Brieux und andern Orten; nur das Schiff Saint-Pierre ist noch nicht zurückgekehrt.

„Und doch,“ fügte eine andere der Frauen mit Nachdruck hinzu, „wird es Zeit, daß unsere Männer wiederkommen.“

„Wie so?“ fragte ich.

Sie zeigte auf die junge Frau, die vor mir am Herde saß, und sagte:

„Fraget nur Dinah, wie viel Malter Gerste sie noch im Kasten hat.“

Die junge Frau erröthete.

„Nicht zu gedenken,“ fuhr die Wirthin fort, „daß sie mir so viel Maß Milch schuldig ist, als ihr Kind Tage zählt.“

„Und daß ihr Wirth gedroht hat, ihre Sachen verkaufen zu lassen,“ fügte eine Dritte hinzu.

„Auch habe ich ihr gerathen,“ fuhr die fort, welche zuerst gesprochen hatte, „Gott zu bitten, daß die Schiffsleute guten Fang machen, damit sie das Doppelte verdienen!“

„Ich bitte Gott nur, daß er Joan wieder zurück führt,“ sagte die Bäuerin, indem sie ihren Säugling fester an sich drückte.

Der Ausdruck, der in diesen wenigen Worten lag, war so leidenschaftlich, so traurig, so durchdringend, daß ich unwillkürlich meine Augen nach der jungen Sprecherin wandte, die ich bis jetzt noch nicht näher betrachtet hatte. Sie war eine junge Frau von höchstens vier und zwanzig Jahren, schön, aber in eigenthümlicher Art. Anmuth und Würde, Milde und Entschlossenheit waren in ihrem ganzen Wesen wunderbar gemischt. Der schlankte Wuchs, die hohe Stirn, der halb geöffnete Mund, die dunkeln schwarzen Augen hatten etwas Imponirendes, das aber durch eine wohlwollende Freundlichkeit wieder gemildert wurde.

— Sie saß regungslos da, die bloßen Füße an den Herd gestützt. Mit der einen Hand hielt sie das Kind, das sorglos an ihrem Busen schlummerte, während die andere unbeweglich auf ihrem Schooße ruhte.

Sobald die Bäuerin gewahr wurde, daß mein Blick auf ihr ruhte, wandte sie sich verlegen von mir ab.

Während dessen war die Unterhaltung zwischen den andern Spinnerinnen immer fortgesetzt worden. Jede sagte, was sie thun wolle, wenn das Schiff Saint-Pierre glücklich gelandet habe.

„Ich gehe in die Stadt und esse mich einmal satt in Waizenbrot,“ sagt die Eine.

„Mein Bruder hat mir einen silbernen Ring versprochen.“ fügte eine Andere hinzu.

„Ich lasse eine Messe für meine Mutter lesen,“ sagte eine Dritte.

„Und Ihr, Dinah?“ fragte ich die junge Frau, „was werdet Ihr thun, wenn Joan zurück kommt?“

„Ich lege ihm sein Kind in die Arme und trenne mich nicht mehr von ihm,“ sagte sie erröthend.

In demselben Augenblicke fing die schwarze Kuh, welche sich im Hintergrunde der Hütte befand, an zu brüllen und steckte ihren Kopf durch das Weidengeflecht, das uns von ihr trennte.

„Es ist Jemand vor der Thür,“ sagte die Wirthin.

Sie hatte die letzten Worte kaum ausgesprochen, als ein heftiger Schlag die Thür erschütterte und sich eine raube Stimme von außen vernehmen ließ.

„Ist hier in diesem Hause Raum für die Armen?“ fragte sie.

„Anaik Timor!“ riefen Alle auf einmal.

„Anaik!“ wiederholte Dinah, indem sie ihr Kind unwillkürlich fester an sich drückte.

„Wer ist das?“ fragte ich.

„Eine Bettlerin, welche die Gabe hat, Zukünftiges vorher zu sagen,“ erwiderte die Eigenthümerin der Hütte.

„Ist in diesem Hause Raum für die Armen?“ wiederholte die Stimme mit einem Ausdruck von Ungeduld.

„Lasset sie eintreten, sonst bringt sie Unglück über uns,“ bemerkte Dinah.

Eine der Frauen öffnete die Thür und Anaik Timor trat herein.

Es war eine alte Frau von eben nicht einnehmendem Außern. Einige elende Lumpen bedeckten nothdürftig die kleine, magere Gestalt. Sie trug einen Quersack von roher Leinwand auf der Schulter, aus welchem der enge Hals einer Flasche sichtbar war; mit der andern Hand hielt sie einen Knotenstock. Der Schnee, der in den Falten und Rissen ihrer schmutzigen Kleider hängen geblieben war, erschien wie eine hellere Zeichnung auf dem düsteren Grunde. Einige graue Locken, die der Reif in silberne verwandelt hatte, hingen ziemlich struppig auf die eingefallenen Wangen hinab. Das Auge hatte jenen stehenden und dabei doch unstäten Ausdruck, der nur der Trunkenheit oder der Geistesverwirrung eigen ist.

Sie blieb in der Mitte der Hütte stehen und schüttelte mit einem dumpfen Gemurmeln den Schnee von sich.

„Ich weiß es wohl,“ sagte sie, indem sie einen unwilligen Blick umher warf, „man sieht die alte Timor nicht gern kommen, daher läßt man sie auch klopfen, ohne zu antworten.“

„Es hat Euch heut Niemand erwartet,“ antwortete die Wirthin verlegen.

„Nein . . . man erwartet mich niemals,“ murmelte Anaik; „was kümmert es Diejenigen, welche am wärmenden Feuer sitzen, ob Andere vor der Thüre stehen und frieren! Aber nur Geduld, es kommt an Jeden die Reihe!“ . . .

Obgleich ich, die Freiheiten gar wohl kennend, die hier zu Lande den Bettlern gestattet sind, daran gewöhnt war, zu sehen, wie dieselben, wenn sie einmal aufgenommen sind, den Herrn des Hauses als ihres Gleichen behandeln, so fiel mir doch der gebietende, fast drohende Ton der alten Frau auf. Unter fortwährendem Brummen nahm sie ihren Quersack von der Schulter. Nachdem sie denselben in einen Winkel gelegt hatte, schritt sie dem Herde zu. Auf einmal bemerkte sie mich.

„Ach, da ist ja ein Herr!“ sagte sie, indem sie ihren Schritt anhielt und mich mit einem durchdringenden Blicke betrachtete. Ein Herr,“ fuhr sie fort, „der feine Wäsche trägt . . . und eine Uhr . . . Joan hatte auch eine Uhr . . . und goldene Ohrringe . . . und Schuhe mit Bändern! Wie er noch lebte, hatte die alte Timor nicht nöthig, an fremden Thüren zu klopfen! Aber er ist zu seinem Vater und zu seinen Schwestern heimgegangen: . . . Jetzt ist die arme Witwe, die ihren letzten Sohn begraben hat, freilich ohne allen Schutz gegen die Härte der fremden Menschen.“

Sie sang ziemlich unverständlich einige Verse aus der Pest von Elliott.

„Ich hatte nun neun Söhne geboren, doch der Tod hat sie mir geraubt.“

„Er hat sie mir vor der Schwelle meiner Thür geraubt, und ich habe Niemand mehr, der mir einen Tropfen Wasser reicht.“ Während sie das sang, war sie vor den Herd gekniet und streckte ihre Knochenarme nach der Flamme aus, die schon im Verlöschen einen glänzenden Schein auf ihr bereiftes Haar warf. Ihr unstäter, schlauer Blick, der wild im Gemach umherstreifte, ruhte endlich auf Dinah. Ihre Züge nahmen plötzlich einen gehässigen Ausdruck an.

„Ach! da bist Du ja auch, Rabenaug,“ rief sie aus; „wie kommt den die Tochter eines Cordier unter ehrliche Leute?“

(Schluß folgt.)

Tag und Nacht.

Ich trage dein Bild im Herzen
Bei Tag so wie bei Nacht
Ich habe dein Bild vor Augen,
Das mir entgegenlacht.

Ich spreche mit dir im Geiste
Gar viel zu meinem Trost
Doch können wohl Worte trösten
Wenn Sturm im Innern tost? —

Drum ist mir der Tag verhasst,
Ich sehn' mich nach der Nacht,
Da schwindet die Qual der Trennung —
Vom Schmerze angefacht.

Geschlossen sind kaum die Augen —
Da öffnet sich die Thür,
Es trägt dich auf Rosenschwingen
Der Gott des Traums zu mir;

Die Blicke begegnen sich wieder,
Der Kuß nimmt's Wort vom Mund,
Die Herzen, sie schlagen mächtig
Des Wiedersehens Stund;

Die Thräne der Freude glänzet
Wie Diamantenstrahl,
Das Liedchen des Herzens preiset
Der Liebe Ideal;

Wir denken der Rosenknospen —
Der Liebe Jugendzeit,
Und freu'n uns des Rosenduftes —
Der Liebe Blüthezeit;

Wir sprechen von Sonnenblumen,
Vom Sonnenstrahl belebt,
Und denken an's eig'ne Leben,
Das nur nach Liebe strebt! —

So wachen im süßen Träumen
Wir in dem Blumenzelt;
Ach! könnte ich ewig träumen
In dieser Feenwelt!

Die Freude doch währt nicht lange,
Es folgt ihr gleich der Schmerz;
Dem Träumen folgt Erwachen —
Und quält das arme Herz. —

Geöffnet sind kaum die Augen,
Geschlossen schon die Thür,
Es trug dich auf Trauerschwingen
Der Gott des Traums von mir.

Ich seh' nun nach deinem Bilde,
Das mir zur Seite wacht,
Da sagen mir deine Augen;
„Mit dir bei Tag und Nacht!“ —

Demetrius.

Correspondent.

Prag, 10. Sept. Gestern langte Sr. Maj. der regierende Kaiser um Mitternacht im Bahnhof an, und wurde vom Statthalter, dem Militärkommandanten und dem Polizeidirektor feierlichst bewillkommt. Nach zweistündigem Aufenthalt setzte der Monarch seine Reise nach Loboitz fort, um daselbst den militärischen Kriegsübungen beizuwohnen.

Ende d. M. kehren Ihre Maj. der Kaiser und die Kaiserin von Ihren Sommerreisen zurück und beziehen wie früher die Gradschiner Burg.

— Zwei Künstlernotabilitäten befinden sich jetzt in unsren Mauern. Kandler und Kayber; über die Gemälde Ausstellung des Ersteren habe ich Ihnen bereits gemeldet; letzterer, der die Porträtirung der vorzüglichsten Notabilitäten in Kunst, Wissenschaft, und Politik beabsichtigt und zu diesem Zwecke die ersten Städte Europa's besucht, hat bereits einige Portraits böhmischer Notablen vollendet, wie Palaczky, Makowiczka, Pinkas und sein Atelier dem öffentlichen Besuche geöffnet.

— Die Rachel, die hier durchreisen wird, scheint den Pragern das Vergnügen nicht zu gönnen, sie zu bewundern. Sinegen beehrte uns „der Admiral Tom-Pouce“ mit einem Besuche. Uebermorgen wird sich diese Migniaturnausgabe von Mensch im Theater produciren.

— Das Theater brachte außer der seit 8 Tagen eingeführten wirklich magischen Gasbeleuchtung, nichts Hervorleuchtendes. „Die Rose von Avignon“ von Birch-Pfeiffer ist eine widerliche Schmarozerpflanze, die auf einen schlechten franz. Roman wuchert. Die Beschäftigten in diesem Opus haben alle sehr gut gespielt und ich hätte gewünscht, sie hätten es nicht gethan; wozu Talent und Fleiß zur Belebung solcher Erbärmlichkeiten verwenden!?

— Zum Besten des Armeninstituts hat die Theaterdirektion ein Concert spirituel, eine aus klassischen Piecen bestehende Akademie gegeben und die Einnahme war eine — geringe. Nicht zu verwundern, der Geschmack ist fast aller Orten heruntergebracht, das Kitzelnde, Krachende, Leiernde in der Kunst findet offene Beutel und Herzen und Hände zum Applaus.

— In der Arena geben sie „der Dumme hat's Glück“, eine alte Geschichte, daß es so geht, wie es ebenfalls nichts Neues ist, daß solche Dinger wie diese „tolle Streiche“ Eingang und Zuspruch beim Publikum finden.

— Das cechische Theater soll doch noch zu Stande kommen, es hat sich ein Comité zu diesem Behufe gebildet, was für einen Stand aber die neuerbaute cechische Bühne haben wird, ist noch in Frage.

P o f a l c o u r i e r .

P e s t . — D e u t s c h e s T h e a t e r .

(Mittwoch den 11. Sept. zum ersten Male: „Die Gefangenen der Czaarin“ Lustspiel in 2 Aufzügen von Friedrich. Hierauf zum ersten Male: „Eine Fensterpromenade“ Lustspiel in einem Aufzuge von Schneider.)

Das erstgenannte Lustspiel ist nicht nur erheiternd, es ist auch belehrend und zeigt, daß die Tugend immerdar belohnt wird. Ein in Haft gehaltener Sausewind begeht allerhand tolle Streiche, er betrügt den Festungskommandanten, er belügt die Czaarewna indem er sich für einen Prinzen ausgibt; allein er ist gesinnungstüchtig! Gutgesinntheit geht über Alles und der kleine lose Schelm wird der Günstling der Czaarin. Freilich ist er nebenbei auch jung und hübsch, ein Courmacher comme il faut, ein Schwärmer di qualita: aber das sind Eigenschaften die einer wohlverdienten Beförderung keine ernstlichen Schwierigkeiten in den Weg legen können.

Eine Personenverwechslung bildet also den Inhalt der Piece, deren Plan im Ganzen wohl gut angelegt aber in zu flüchtigen Umrissen ausgeführt ist, wobei die Situationen wenig markante Wirksamkeit besitzen, die Charaktermalerei an zu dürftigem Colorite leidet. Man bedarf eines üppigen Fantasiereichtums, um das Lückenhafte mittelst eigener Einbildungskraft zu ergänzen.

Allein das Lustspiel gefiel und würde noch mehr gefallen haben, wenn die Spuren einer ersten Auf- führung minder sichtlich gewesen wären.

Frl. Claus war eine höchst reizende Erscheinung als Czaarewna, wohlverstanden nicht als Czaarewna, sondern als liebendes Weib, das aus den Höhen des Thrones herabsteigt um unseres Gleichen zu werden, das heißt: um „mitzufühlen Freud und Qual.“ Diesen Theil ihrer Aufgabe löste sie mit Gefühl und Wärme, was ihr wohlverdienten Beifall erwarb. Allein wir vermißten die Majestät der Herrscherin, die nicht nur in äußerer Haltung sich bekundet, sondern deren Wesenheit in der Abspiegelung einer innern, geistigen, erhabenen Würde besteht. Wenn wir auch für dies „crimen laesae majestatis“ den Autor verantwortlich machen, so geht doch unsere Galanterie gegen die geschätzte, reichbegabte Darstellerin nicht so weit, um sie von aller Schuld freizusprechen.

Hr. v. Ernest scheint im Soccus minder gewandt als im Rothurne einherzuschreiten. Wir finden in dieser Sphäre an ihm noch etwas Sprödes, Ungefügiges, das bei den guten Anlagen des jugendlichen, bildungsfähigen Mimens sich gewiß noch zum Guten umgestalten wird. Er war übrigens an manchen

Stellen recht wacker, was auch beifällig anerkannt wurde.

Hr. Podesta verdient mit vielem Lobe erwähnt zu werden, nicht sowohl wegen der Gewandtheit, in der er diese chargirte Rolle durchführte, als wegen der Mäßigung, die alles Outiren vermied, durch das der Charakter, von einem Komödianten dargestellt, zur Frazze geworden wäre.

Frl. Rubin, die Herren Berg und Schmidt führten ihre untergeordneten Particen in befriedigender Weise durch. Nichts desto weniger dürfte ein rascheres, lebhafteres, mehr ineinandergreifendes Spiel von Seite sämtlicher Darsteller der Piece noch regere Wirksamkeit verleihen.

Die andere Piece „Eine Fenster-Promenade“ usurpirt auf dem Zettel den Titel einer Novität, während wir dieses Stück bereits unter dem Namen: „Eine Frau, die durchs Fenster springt“ auf der deutschen Bühne hier gesehen haben. Unser Referat würde somit diese Vergeßlichkeit der Regie durch völliges Ignoriren vergolten haben, wenn wir uns nicht gedrungen fühlten dem höchst ergößlichen und wirksamen Spiele des Frl. Schwarz das wärmste Lob zu bringen. Die reichtalentirte Darstellerin hat sich im Sturmschritt zum Liebling des Publikums emporgeschwungen: die Gründe dieses schneller Avancements werden wir bei nächster Gelegenheit erörtern, indem wir vorläufig der Direktion zu dieser Acquisition Glück wünschen.

Man sieht also, daß die deutsche Bühne hier in einem förmlichen Häutungsprozesse begriffen ist, der, wenn er vollständig zu Ende geführt werden sollte, gewiß zu den besten Hoffnungen hinsichtlich der Zukunft dieser Anstalt zu berechtigten vermag. Freilich ist noch „vieles faul in diesem Staate“ freilich bleibt noch Vieles aufzuräumen, freilich warten noch viele Fächer auf würdigere Remplacanten, freilich liegt es noch sehr im Dunkeln ob und was für eine Oper (die doch immer das enfant gaté der Theaterbesucher bleibt) in diese Räume einziehen werde? Allein wir wollen hoffen daß — da endlich bessere Einsicht erwacht zu sein scheint — daß man, sagen wir, auf halbem Wege nicht stehen bleiben, und wenn auch nur zu eigenem Nutz und Frommen — die Ansprüche des Publikums wohl in Anschlag bringen wird; so wie wir überzeugt sind, daß die Bemühungen des Unternehmers, heiße er wie er wolle, insofern sie im wohlverstandenen Interesse des Publikums unternommen werden, von letzterem nach Verdienst werden gewürdigt werden. Wir unsrerseits werden den alten Spruch:

„Mit dem Guten gut und sittlich,
Mit dem Schlechten unerbittlich“

zur Richtschnur unsrer Beurtheilungen nehmen.

Miszellen.

— Ein trauriger und schrecklicher Vorfall ereignete sich kürzlich in Graz. Maria Haferscher, von Mannersdorf, eine sehr wohlhabende verheirathete Bäuerin von ungefähr 24 Jahren, wurde vor 8—10 Wochen von einem wuthverdächtigen Hunde am Knie gebissen. Die Wunde blieb unbeachtet und vernarbte. Am verflossenen Sonntage machte sie eine Wallfahrt nach Maria Trost, wo ein großer Hund auf sie zusprang, wodurch sie in Schrecken gerieth, kratzte um sich biß, und bei ihr alle Zeichen der ausgebrochenen Wuth eintraten. Mit Mühe konnte sie nur überwältigt werden, wobei so noch zwei Personen verwundet haben soll. Der Tod hat ihrem Leiden bereits ein Ende gemacht.

— Man schreibt aus Wien. Die Neugierde Fräulein Rachel zu sehen und zu hören, hat bedeutend nachgelassen, seit Herr Felix, der Vater der großen Künstlerin, die Preise bekannt gemacht hat, um welche seine Tochter ihre Kunst verkaufen will. Die Preise sind, geradezu gesagt, übertrieben, und können vielleicht hie und da von einzelnen Reichen, aber nicht vom großen Publikum gezahlt werden. Auch hat die deutsche Kritik diesmal ihren alten Weg der Nachbetung französischer Urtheile verlassen und frei und selbstständig entschieden. Vom Standpunkt der deutschen Kunst, welcher der Natur nachstrebt und den falschen Pathos verwirft, ist Fräulein Rachel nicht jenes vollendete Kunstwunder, welches die französische Kritik an ihr findet, die sich gerne am Maßlosen und Ungeheuerlichen ergötzt. Wahrscheinlich wird Herr Felix seine Preise niedriger stellen müssen, wenn er nicht seine Tochter vor leeren Häusern spielen sehen will.

— Im Departement Marne de Loire hat sich kürzlich bei einem Prozesse herausgestellt, daß der Gründer einer katholischen Zeitschrift — ein Jude war.

— Die Pariser Gespielen des Grafen von Paris haben demselben zu seiner Konfirmation ein Gebetbuch geschenkt, ein Prachtwerk. Es ist Manuscript, vortrefflich kalligraphirt, wie die schönsten Produkte des Mittelalters, auf Pergament mit farbigen und vergoldeten Buchstaben. Auf dem ersten Blatte eine Ansicht von Paris von Dourat gemalt. Der Einband nach Zeichnungen von Duponchel eiselirt. Auf dem Titelblatte die Namen der jungen Geber; ihrer sind 28. Dabei befand sich zugleich ein Kirchenschmuck, welchen die Mütter der Kinder gestickt hatten, zu denen die Marschallin von Lobau sich gesellt hatte und welcher dem Bischof von London, Hr. Wisemann, zugestellt wurde. Als nun der Gf. von Paris, mit diesem Gebetbuche in der Hand, das ihm

nach London geschickt wurde, die Kirche betrat, fand er sämmtliche 28 Kinder am Altare stehen. Sie waren alle von Frankreich herübergekommen.

— In Smidar in Böhmen befindet sich ein Wunderbrunnen bei einer benachbarten Kapelle, dessen Wasser alle davon Trinkenden vor der Cholera schützen soll. Das Volk strömt mit Krügen und Kannen dahin, um das Wunderwasser zu holen und es fanden bereits mehrere Processionen zu der Brunnenkapelle statt, wo dann Andachten und Predigten gehalten wurden. Daß dessenungeachtet die Cholera in Smidar allein über 100 Opfer ergriffen habe, das ändert in den Augen des Volkes an der Wunderkraft des Wassers nichts.

— Der Observer giebt eine interessante Geschichte der Gutta Percha, ohne dessen vortreffliche Eigenschaften die unterseeische telegraphische Verbindung zwischen England und Frankreich vielleicht nicht herzustellen gewesen wäre. Die Gutta Percha oder Gatta Taban, wie die beste Art genannt wird, war eine bis 1844 völlig unbekanntes Gummiart. Damals wurde sie zufällig von einem europäischen Reisenden in den Dickichten des indischen Archipels, wahrscheinlich auf einer der zu dem kleinen Staat Dschahore auf der Halbinsel Malacca gehörenden Inseln in der Nachbarschaft von Singapora entdeckt. 1844 wurden von da etwa 2 Centner versuchsweise versendet, 1845 bereits 169 Piculs (zu 133½ Pf.), 1846 5364 P. und in den ersten 7 Monaten von 1848 6768 P.; im Ganzen in den ersten 4½ Jahren über 21,000 R. zu einem Werthe von 274,000 Dollars, wozu aber auch gegen 270,000 Tabanbäume niedergehauen werden mußten. Die einheimischen Fürsten machten ein Monopol daraus und sandten förmliche Expeditionen danach aus. Man hat die Gutta Percha bis jetzt auf dem ganzen Strich von Pinang den südlichen Theil Malacca's hinab, dann an der Ostküste von Sumatra und auf den anliegenden Inseln, auf Java und an der Westküste von Borneo gefunden. Der Preis für den Picul stieg 1845 von 8 Doll. auf 24, fiel aber 1847 wieder auf 13 Dollars.

Erklärung des heutigen Modenbildes.

1. Hut von italienischem Stroh mit Bändern geziert. Ueberrock von Perkae gestickt mit englischer Stickerei. Chemitette halbhochaus Streifen mit englischer Stickerei. Sonnenschirm weißer Stoff, weißes Futter.

2. Hut, zusammengesetzt aus quergeschnittenen Bändern, Kleid von grünem Barège mit Falben. Ueberwurf von Taffet, garnirt mit zwei Reihen von Zwirnspitzen; Unterärmel von Spitzen.

CS Hiezu eine Beilage: **Modenbild Nr. 5.**

rat, fand er
Sie waren

ein Bun-
elle, dessen
olera schü-
nd Kannen
nd es fan-
Brunnen-
edigten ge-
ie Chole-
iffen hab-
der Bun-

ffante Ge-
ortreffliche
ische Ver-
ch vielleicht
itta Percha
annt wird,
Gummiart.
uropäischen
Archipels,
en Staa-
gehörende
ra entdeckt.
rsuchsweise
33 1/2 Pf.),
onaten von
4 1/2 Jah-
n 274,000
0 Tabak-
Die einhei-
araus und
aus. Man
zen Strich
ca's hinab,
uf den an-
Westküste
Picul stieg
47 wiede-

bildes.
ern geziert.
r Stickerei.
lischer Sti-
s Futter.
eschnittenen
nit Falben.
Reihen von

ld Nr. 5.

74



Tyroler Post

N^o 6.

PARISER MODEN

Beilage zum Spiegel

Ausgegeben am 15. Sept. 1850



S
C
f
S

S
n
h
n
i

m
r
g

D
m
g
f
e
w
h
L
je

S

un

üb